

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 1 (1817)

37 (8.12.1817)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-767778](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-767778)

Oldenburgische Blätter.

N^{ro} 37. Montag, den 8. December, 1817.

Etwas über Polizey.

Es ist eine allgemein bekannte Erfahrung, daß Polizey-Einrichtungen selten allgemeinen Beyfall finden. Und doch sollte man denken, keine Staats-Anstalt müßte so allgemein beliebt seyn, als diese, die alle Gefahren abzuwenden sucht, welche dem Leben und der Gesundheit der Menschen und Thiere, welche der Sicherheit des Eigenthums und den guten Sitten drohen. Die Polizey wendet Feuersbrünste und Ueberschwemmungen ab. Sie sichert das Eigenthum gegen Diebe und Mörder; sie reinigt die Landstraßen von Landstreichern und verdächtigem Gesindel; sie steuert der Bettelen. Sie sorgt für die Bequemlichkeit der Reisenden, für gute Landstraßen, für Erleuchtung der Gassen. Sie trifft Maßregeln gegen ansteckende Krankheiten, gegen tolle Hunde, gegen Viehseuche. Sie hat die Aufsicht über Aerzte, Chirurgen, Apotheker, und verfolgt die Aferärzte und Quacksalber. Sie sorgt für gute Besinde-Ordnung. Sie verhütet Wucher und Aufkäuferey und die Verfälschung der Lebensmittel, so wie

des Gewichtes und des Maasses, und verschafft hinlänglichen Vorrath der ersten Bedürfnisse des Lebens. Sie unterdrückt Hazard- und Glücksspiele und sittenlose Schriften. Sie hat ein wachsameres Auge auf die nothwendigen Vergnügungen und Erholungen, und steuert den dabey vorkommenden Ausschweifungen.

Da das Obige die nothwendigsten Bedingungen in sich begreift, ohne welche kein Staat bestehen kann, so kann man annehmen, daß, wenn gleich der Name Polizey, in so fern man dadurch jetzt den Umfang jener Anstalten ausdrückt, neu ist, doch Polizey-gesetze die ältesten aller Gesetze sind, ja! daß die Handhabung der Polizey-gesetze der Hauptzweck bey Entstehung der Staaten gewesen ist.

Nach ist die Nothwendigkeit der Polizey-Gesetze so allgemein anerkannt, daß selbst die, die nur mit Murren und Widerspenstigkeit sich ihnen fügen, doch auf der andern Seite am laute-



über schlechte Polizen schreien, sobald sie durch den Mangel derselben gefährdet oder benachtheiligt werden.

Woher entsteht denn die Abneigung so vieler Menschen gegen polizeyliche Maßregeln, gegen diese ältesten, nothwendigsten und wohlthätigsten aller menschlichen Einrichtungen?

In den neuesten Zeiten mag vielleicht mancher diese wohlthätige Polizen verwechselt haben mit jenem furchtbaren Werkzeuge der Tyranny, bekannt unter dem Namen der geheimen Polizen, die sich nicht scheute, sich in das innere Heiligthum der Häuser zu schleichen, und durch ein Heer feiler Angeber den friedliebenden Bürger in Schrecken zu setzen. Aber das Mißvergnügen mit der Polizen ist älter, als die Zeiten, wo sie so unbefugt die Schranken ihrer edlern Bestimmung übertrat.

Polizengesetze lassen sich nicht ausführen, ohne dem Bürger des Staats einigen Zwang aufzulegen, ohne seine Freyheit in einigen Stücken einzuschränken. Diesen fehlt die Einsicht, und die Unbefangenheit des Geistes, um das Lästige dieses Zwanges gegen die großen Vortheile gehdrig abzuwägen.

Hiezu kommt, daß einige Polizen-Anstalten eine sehr schleunige, prompte, genaue Beobachtung erfordern, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen, und daß sie daher das Ansehen eines ver-

haftigen despotischen Verfahrens gewinnen. Der minder unterrichtete hält sie dafür; der durch Kenntniß der Welt und des Menschen besser belehrte weiß, daß auch in den freyesten Freystaaten ähnliche Einrichtungen bestehen, und mit Sirenge ausgeführt werden, sobald dem Wohl des Ganzen durch die Nichtbeobachtung Gefahr droht.

Die Polizen muß in vielen Fällen alle Leute als Kinder behandeln, die auch gegen ihren Willen von Gefahren müssen abgehalten werden, in die sie sonst blindlings hinein rennen würden. In Petersburg werden zu der Zeit, wenn die Nawa zuzufrieren anfängt, von der Polizen Schildwachen ausgestellt, welche jeden, der über das Eis gehen will, mit Gewalt davon zurückhalten. Der Uebergang über das Eis wird nicht eher verstattet, als bis die Polizen die Erlaubniß dazu bekannt macht. Der Vernünftige, der wohl einsieht, daß manche Menschen wie Kinder müssen behandelt werden, läßt sich dergleichen Einrichtungen gern gefallen, wodurch das Leben so vieler Menschen gerettet wird. Nur der Unvernünftige sträubt sich dagegen. Es behauptete sogar kürzlich ein Mitglied des Englischen Parlaments, als von Vorkehrungen wegen des Zerspringens der Dampfkessel auf den Dampfschiffen die Rede war, es müsse jedem frey stehen, sich der Gefahr, in die Luft gesprengt zu werden, auszusetzen. Glücklicherweise hatte die Mehrheit richtigere Begriffe über die Gränzen der Ein-

Schränkung der Freiheit durch Polizey-
gesetze.

Der Hauptgrund aber, weshalb so viele sich von dem hohen Werth der Polizey nicht überzeugen können, liegt wohl darin, daß die meisten Polizey-
gesetze vorbeugender Art sind. Da, wo eine gegenwärtige Noth schleunig muß abgewandt werden, und wo also der Nutzen und die Nothwendigkeit einer Polizey-Anstalt jedem vor Augen liegt, wie z. B. bey einer Feuersbrunst, da wird sie sicher keine Widersacher finden. Es würde aber eine sehr mangelhafte Polizey seyn, die sich nur mit der Abwendung der augenblicklichen Gefahr beschäftigte. Die weisesten und wohlthätigsten Polizey-Gesetze sind grade die, welche möglichen Gefahren vorbeugen. Daß man wegen entfernter möglicher Gefahren sich gegenwärtige Entbehrungen und Aufopferungen soll gefallen lassen, scheint vielen ein lästiger Zwang. Wer z. B. bey einer Feuersbrunst gern thätig mit Hülfe leistet, findet es viel leicht hart, wenn ihn die Polizey mit einer Geldstrafe belegt, weil er nicht in einer vorgeschriebenen Zeit das Dach seines Hauses statt der Strohdocken hat mit Kalk einfügen lassen; und dieses geschieht doch nur, um Feuersbrünsten vorzubeugen, und entstandene minder gefährlich zu machen.

Die Polizey kann freylich auf das Geschwäg der Unvernunft keine Rücksicht nehmen, sondern muß mit festem

Schritt ihrem großen Ziele, dem Wohl des Ganzen, entgegen gehen. Auf Belehrung der einzelnen minder unterrichteten kann sie sich nicht füglich einlassen. Diese Belehrung und Verständigung müssen Volks- und Jugend-Lehrer und Volkschriftsteller übernehmen. Wenn dagegen Volks- und Jugend-Lehrer und Volkschriftsteller, statt jede Gelegenheit, die die Umstände darbieten, zu Erfüllung dieses schönen Berufs zu benutzen, sie nur erreichen wollten, um alle obrigkeitliche Anordnungen zu bekritteln, zu bespötteln, und herabzuwürdigen, so würden sie dadurch einem Staate einen nicht zu berechnenden Schaden zufügen können.

Ein sehr gutes Mittel, den hohen Werth einer wohl eingerichteten Polizey würdigen, und sich der geringen dadurch veranlaßten Einschränkung der Freiheit gern unterwerfen zu lernen, ist die Vergleichung solcher Länder, in denen es an guten Polizey-Gesetzen fehlt, mit solchen, in denen sie mit vorzüglicher Sorgfalt beachtet werden.

Wer vollends selbst als beobachtender Reisender mehrere Länder kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, wird sicher nicht zu den Tadeln polizeylicher Einrichtungen gehören. — Er durchreiset Länder, in denen Schaaren von Verletern ihn allenthalben, gleich Fliegenschwärmen, umsummen, wo Mangel und Elend die Einwohner zum Auswandern zwinget, wo sogar Menschen mitten unter ihren Mitmenschen vor

(Lauter "p" 1, "q" 1, "r" 1, "s" 1, "t" 1, "u" 1, "v" 1, "w" 1, "x" 1, "y" 1, "z" 1)



Hunger sterben. Auf bodenlosen ungeebneten Landstraßen bleibt er liegen, oder wird von Räubern, die keine Polizen anzugreifen wagt, geplündert. Ungestraft mordet der Aferarzt, vergiftet der Apotheker, verfälscht der Krämer, wuchert der Aufkäufer. Ungehemmt verbreiten sich ansteckende Krankheiten, wüthige Hunde. In den Städten findet er unerleuchtete, schmutzige, dumpfe Gassen, die Erholungsörter nur mit Trunkenen und Glücksspielen angefüllt, und Kirchen, die zu Begräbniß-Örtern dienen.

Welch ein heiterer Anblick zeigt sich dagegen diesem Reisenden in andern Ländern! Er wird nicht allein von keinem Bettler geplagt, er erfährt auch, daß in dem Lande kein wirklich darben der sich befindet, viel weniger je einer verhungern könnte. Eine geebnete Heerstraße empfängt ihn; nicht etwa durch Frohdienste erbauet; der dankbare Arbeiter erzählt ihm vielmehr, daß die Errichtung derselben vielen Familien Unterhalt verschaffte. Bey einbrechender Nacht banget dem Reisenden nicht; er weiß, daß in dem Lande die Polizen stets wachet. Durch hellerleuchtete Gassen gelangt er zum wohl-

ingerichteten Gasthose. Ein Feuerlärm weckt ihn, schreckt ihn aber nicht, denn er weiß, daß die trefflichsten Anstalten hier bald der Wuth der Flammen Einhalt thun. Am andern Morgen durchwandert er die reinlichen, wohlgepflasterten, heitern Gassen, und bemerkt allenthalben, auf den Gassen, dem Markte, in den Apotheken, den Kramläden, den Wirthshäusern, den Zucht- und Arbeitshäusern das wohlthätige Walten der stets wirkenden Polizen. Ein Spaziergang führt ihn über die zu schattigen Gängen umgeschaffenen Wälle aus dem Thore, wo ihn eine Linden-Allee zum Begräbniß-Platz leitet. Sinnvolle Grabchriften ziehen allenthalben seine Aufmerksamkeit auf sich, bis er zu einer im erhabenen Styl erbaueten, von Linden umgebenen Begräbniß-Capelle gelangt. Die Inschrift sagt ihm, daß hier die Asche der Väter und Mütter des Landes ruhet. Ergriffen vom Gefühl der Verehrung und des Dankes gegen den Beförderer aller dieser Schöpfungen, preiset er das Land glücklich, daß durch denselben der Sitz der Ruhe, der Sicherheit, des Wohlstandes und der Zufriedenheit, ward.

Beschreibung einiger Gemälde aus der Herzoglichen Gemäldesammlung. (Fortsetzung.)

12. Brustbild einer Manns-
person, von Moroni. (Auf Leinwand; 1'9" hoch, 1'4" breit.)

Dies Portrait eines Mannes von mittlern Jahren, mit einem flachen Hut auf dem Kopfe, ist außerordent-

lich natürlich dargestellt.

Giovanni Battista Moroni, (gest. 1578.) aus Albino, ein Schüler des M. Bonvicino, war mit einem ganz besondern Genie für die Malerey geboren. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, sich in historischen Gemälden Ruhm zu erwerben, vorzüglich aber hat er sich in Bildnissen hervorgethan. Titian selbst hielt ihn für den geschicktesten Porträtmahler seiner Zeit. Seine Werke sind sehr selten geworden. Sein Geburtsjahr und seine Lebensumstände sind unbekannt.

13. Noah's Opfer, von Bassano. (Auf Leinwand, 3' 5" hoch, 4' 8" breit.)

In der größten Ferne erblickt man die Arche auf einem spitzen Felsen; im Mittelgrunde kniet Noah vor einem Altar, auf welchem das Opfer brennt. Im Vorgrunde steht man auf der einen Seite Männer, die Hütten bauen, auf der andern Weiber, die mit Kochen beschäftigt sind. Zwischendurch befinden sich eine Menge Hausthiere, und dergleichen. — Das Colorit ist im Ganzen rein und lebhaft, ohne glänzend zu seyn; aber von auffallender Wahrheit, insonderheit in den Thieren im Vorgrunde, deren Darstellung man nicht genug bewundern kann. Die menschlichen Figuren könnten besser gezeichnet seyn. Der Hauptgegenstand ist so entfernt, daß man ihn kaum finden kann.

14. Verkündigung der Geburt Christi an die Hirten, von Bassano. (Auf Leinw. 2' 1" hoch, 2' 9" breit.)

In der Morgendämmerung erscheint ein Engel in den Wolken, und spricht zu den Hirten, denen er etwas in der Höhe andeutet. Der eine betrachtet ihn mit Verwunderung; ein anderer ist noch eingeschlafen. Im Vorgrunde sieht man eine Frau, die mit Küchenarbeit beschäftigt ist; Männer mit ihrem Vieh u. dgl. In der Ferne erblickt man mehrere Hirten mit ihren Heerden. — Das Gemälde ist von lebhaftem Colorit und feckerem Farben-Auftrag, als das vorige, aber nicht minder natürlich.

Giacomo da Ponte Bassano (geb. 1510. gest. 1592.) war ein Schüler des Bembi, oder Bon. Veneziano. In Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit und historische Deutlichkeit waren seine Erfindungen so wenig überlegt, daß manche derselben als Parodien des von ihm gewählten Gegenstandes angesehen werden könnten. Eben so sind seine Anordnungen. In den würdigsten und heiligsten Vorstellungen verlegte er oft den Anstand durch Kagen, Hühner und dergl., die er sich nicht enthalten konnte dazubringen. Er war aber einer der glücklichsten Nachahmer der gemeinen Natur. Für diese nur hatte er hauptsächlich mahlerisches Gefühl, und wußte sie mit einer bewundernswürdigen Wahrheit darzustellen. Seine Figuren zeichnete er richtig, wie er sie

in der gemeinen Natur fand, aber fast immer ohne sichtbare Gemüthsbewegungen; ihre Bewegungen sind träge und schläfrig, so wie die Körper schwer und kurz. Diese Fehler aber werden bey Betrachtung seines vorreflichen, der Natur in allen ihren Farbenmii-

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein paar Worte über die schädlichen Folgen zu vieler Apotheken.

Wie manches ist gesagt und geschrie-
ben über die Anlegung zu vieler Apo-
theken! und doch wage ich zu behaup-
ten, daß dem Publicum noch lange
nicht genug eine Sache ans Herz gelegt
ist, die so innig mit seinem Wohl zu-
sammenhängt.

Mag die Ansicht noch so mannigfaltig,
mag das Urtheil noch so getheilt,
mag die Meinung noch so verschieden,
über den Stand und das Geschäft des
Pharmaceuten seyn, so wird ihm doch
niemand absprechen können, daß er ei-
nen nicht unbedeutenden Einfluß auf die
Population und das Wohl des Staats
habe.

Alle sind wir ja gefesselt mit heiligen
Bänden an das theure irdische Leben,
alle eilen wir an den heilbringenden
Born, wenn Siechthum und Krank-
heit Hülfe aus ihm schöpfen heißt. Der
Mann im Bettlerkleide, mit dem nassen
Blick schon in jenen Gefilden bessern
Seyns, der Mächtige mit dem Pur-
purmantel, der Harpar mit seinem

schungen sehr nahe kommenden, Colo-
rits und seiner großen Geschicklichkeit
in der Behandlung des Hellsdunkels
gern übersehen. Aus diesem Gesichtspun-
cte allein müssen also seine Werke
betrachtet werden.

Mammon, sie alle heischen Hülfe von
Hygea's Altar.

Wohl weiß ich, daß mancher mir
entgegen wird, der Apotheker sey
nichts ohne Arzt, er theile die vor-
schriftsmäßig zu haltenden Mittel nur
nach ärztlichen Verordnungen aus, und
dies sey nicht nur ein mechanisches
Werk, zu dem einige Manipulation
(Handgriffe) und Accuratessse gehöre.
Ohne mich nun weiter auf diese para-
dore Meinung einzulassen, will ich nur
das Erstere zurück geben: Was denn
der Arzt ohne Apotheker sey?

Wenn nun aber der Geist und das
Talent des Arztes mit der, auf reiner
Theorie beruhenden Kunst des Apothek-
ers wetteifern, dann, dünkt mich, ist,
was menschliche Kraft vermag, entwik-
kelt, und gebühre ein Theil des Ber-
dienstes allerdings dem Letztern.

Seine Kenntnisse, wie sein Charak-
ter, müssen ihn dazu berechtigen. Er
muß wissenschaftlich, wie moralisch, das
ganz seyn, was er seyn soll.

Keine Visitation, keine strenge Aufsicht macht den schlechten Mann gut. Sie kann nur im Allgemeinen das wachende Auge auf Mängel werfen, die der Aufmerksamkeit nicht entgehen können. Sie dringt nicht in das heilige Dunkel des Unerforschlichen. Obgleich die Chemie auf einem hohen Gipfel steht, und mit gigantischen Schritten von Stufe zu Stufe eilt, sie enträthelt uns nicht den so mannigfaltig zusammengesetzten heilbringenden Trank! Es eignet sich nicht für dies Blatt, mehr und detaillirter über einen Gegenstand zu sprechen, den jeder Dilettant auch ohne dem kennt; ich beschränke mich bloß zu sagen, daß der Arzt bey weitem nicht immer, und das Publikum nie der Controlleur des Apothekers seyn könne. Er muß in sich selbst ganz den schönen Beruf fühlen und erfüllen, der ihn jeden Augenblick zur Hülfe bedender in die Schranken ruft.

Er kann aber diesen Genuß nur haben, wenn die Noth ihm nicht mit ihrem eisernen Arm den süßen Lohn abringt. Denn so viele sind der officinellen und der häuslichen Bedürfnisse! Sie wol-

Mittel, Rosen im Herbst blühen zu machen.

Will man um Michaelis und noch später blühende Rosen im Garten haben, so grabe man ein paar alte Rosensträucher im Frühjahr aus, lasse sie ein paar Stunden außer der Erde liegen, und pflanze sie dann wieder ein.

len alle bestritten seyn, und nur durch hinreichende Geschäfte können sie gedeckt werden.

In fast allen civilisirten Staaten hat man daher Maßregeln getroffen, durch privilegiennäßige Bestimmungen dem Apotheker seinen Unterhalt zuzusichern; und nur zu bald sah man die Folgen leichtsinniger Parentvertheilung in den vormaligen französischen Departements. Allenenthalben führten die reorganisirten Verfassungen die Aufhebung der, während usurpirter Herrschaft angelegten Officinen herbei.

Hinreichende Geschäfte müssen die Existenz des Apothekers und sein Auskommen sichern; Mangel und Noth dürfen ihn nicht durch Zulassung zu vieler Collegen vom Pfade der Rechtsschaffenheit leiten, damit nicht der Kranke, um nur Geld an ihm zu verdienen, Arznei erhalte, und durch versteckte Verfälschung der Mittel der Hilfsbedürftige, wie der Arzt, hintergangen werde.

Mittel, Rosen im Herbst blühen zu machen.

Diese Stöcke bringen im spätem Herbst noch Rosen, wie ich jetzt (den 17. Oct.) dergleichen noch im Garten blühend habe. Man kann auch im Frühjahr die ersten Knospen von Rosenknospen abbrechen; dann treiben sie im Herbst

wieder, aber doch nicht so gut, als wenn man die Stöcke im Frühjahr ausgenommen und wieder gepflanzt hat. Will man Rosen im Winter im Zimmer länger blühend erhalten, so gieße

man, wenn die Knospen sich zeigen, und während der Blüthe, zuweilen ein wenig Milch an den Stock.

B. M.

Vorschrift zu einem Kitt, zu zerbrochenem Porcellan und Steingut.

Man nehme ganz frischen Kuhkäse, thue ein klein wenig fein pulverisirten ungelöschten Kalk hinzu, und reibe diese Mischung anhaltend, so wird sie bald einen etwas flüssigen Teich bilden. Diesen trage man auf beyde zerbrochene Theile dünn auf, drücke sie stark an einander, setze das so gekittete Gefäß der Wärme aus, und lasse es einige Stunden daselbst stehen, so ist der Kitt trocken. Dann schabe man mit einem Messer den aus der Ritze hervorgetre-

nen Kitt ab, so kann man das Gefäß wie vorher gebrauchen. Von diesem Kitt muß man nur sehr wenig auf einmal machen, denn nach einer Stunde ist er unbrauchbar. Auch Metall kann man auf diese Art auf Porcellan und dergleichen Kitten, z. B. Beschläge auf Pfeisenköpfen. Dieser brauchbare und wohlfeile Kitt ist keine neue Erfindung, aber doch gewiß manchem unbekannt. (Schnee's landwirthschaftliche Zeitung. Jul. 1817.)

Verbetene Gehalts Vermehrung

„Ich glaube bemerkt zu haben, Johann,“ sagte ein Herr zu seinem Bedienten, „daß Du bey den Ausgaben, die Du für mich besorgst, Dir allerley kleine Vortheile machst. Das werde ich durchaus nicht dulden. Ich will Dir lieber zu Deinem monatlichen Lohn noch 2 Thaler zulegen.“

„Das macht wöchentlich?“ fragte Johann. „Etwas 12 Groschen.“ „Zwölf Groschen die Woche?“ lassen Sie mich das nachrechnen,“ versetzte der Bediente. Nach einigem Nachsinnen fuhr er fort: „Nein, gnädiger Herr, das für kann ichs nicht thun. Ich stehe mich so besser.“

Druckfehler: Im Schluß der Abhandlung vom Zähnen der Kinder Nr. 34 S. 536. Z. 12. ist statt Gemüse zu lesen: Gemüße.

